r.
6

Züge

aus dem Leben

der

Anna Reinhard.

Biogr. S
Mayer

Züge

aus dem Leben

der

Anna Reinhard.

Züge

aus dem Leben

der

Anna Reinhard,

Gattin des ſchweizeriſchen Reformators

Ulrich Zwingli.

Von

Gerold Meyer von Knonau.

Erlangen,
Verlag von Carl Heyder.
1835.

Digitized by Google

Bayerische
Staatsbibliothek
München

Seiner theuern Freundin

der Frau Justizräthin

Amalia von Bergen

zu Königsberg in Preußen

widmet

dieses Büchlein

in herzlicher Verehrung

der Verfasser.

Vorerinnerung.

„Die höchste Gnade und Gabe Gottes ist es, ein fromm, freundlich, gottesfürchtig und häuslich Gemahl haben, mit der du friedlich lebest, der du darfst all dein Gut, und was du hast, ja dein Leib und Leben vertrauen" sagt unser theure Gottesmann, Doctor Martin Luther, und ihm pflichtet jedes fromme Gemüth bei; findet sich doch dieser Gedanke, wenn nicht gerade mit diesen Worten, doch in diesem Sinne in dem heiligen Bibelbuche. Was Luther an seiner Katharina von Bora für ein großes Gut besessen, meldet er uns häufig, und es ist bekannt, wie er in seiner heitern Frömmigkeit seine Lieblingsepistel, die an die Galater, oft nach seiner Käthe nannte. Wie die Teutschen eine Katharina von Bora haben, so haben die Schweizerinnen ihre Anna Reinhard, deren größter Schmuck gleichfalls züchtige Schamhaftigkeit war, und auch von ihr kann, wie von ihrer sächsischen Schwester, gesagt werden:

Nach vieler Prüfung, groß und klein,
Ging sie zur Himmelspforten ein.

Der Verfaſſer hat verſucht, in Kürze und ſo weit hiſtoriſche Quellen reichen, einiges aus ihrem Leben mitzutheilen, und er würde ſich herzlich freuen, wenn er dadurch auch außer ſeiner Heimath Freunden der Reformationsgeſchichte einen kleinen Dienſt hätte erweiſen können. Er ſchließt mit dem Wunſche, daß doch in unſerer Zeit, in welcher ſo viel religiöſes Leben ſich zeigt, das Studium der ſeelenſtärkenden Reformationsgeſchichte immer ernſter betrieben werden möchte, denn wenn je eine Zeit, ſeit unſer lieber Herr und Heiland auf Erden wandelte, das goldene Zeitalter des Glaubens und der Liebe genannt werden darf, ſo iſt es jenes, worin Gott einen Luther, Melanchthon, Bugenhagen, Zwingli, Oekolampad, Calvin, Farel und noch ſo viele andere gottesfürchtige Männer erweckte, und der Chriſtenheit ihr größtes Kleinod, Sein ſeligmachendes Wort, durch ſie wieder gab.

Zürich, 22. December 1834.

Der Verfaſſer.

Anna Reinhard.

Anna Reinhard, die von manchem Schriftsteller Geschilderte, von mehr als einem Dichter Besungene und durch ihr merkwürdiges Schicksal als ein Gegenstand allgemeiner Theilnahme ausgezeichnet, war die Tochter Oswald Reinhards und der Elisabetha Wynzürn. Ihr Großvater, Hans Reinhard, von St. Gallen, hatte sich 1432 zu Zürich niedergelassen. Sie wurde um 1487 geboren, denn genau ist ihr Geburtsjahr nicht bekannt. Mit seltener weiblicher Anmuth der Gestalt und des Geistes war auch eine edle, feinfühlende Seele und ein kindliches Gemüth verbunden. Bei dem damals beinahe gänzlichen Mangel an Jugendbildung, die in jenem Zeitalter bei dem Knaben selten über Lesen und Schreiben hinausging, und dem Mädchen oft nicht einmal die erste dieser Fertigkeiten gewährte, konnte ein höherer Sinn, unter dem Segen Gottes, nur aus der innern Anlage hervorgehen und durch die Nachahmung schöner Beispiele ausgebildet werden. So reifte die junge Reinhard zu einer Stufe der Lieblichkeit heran, daß, ungeachtet in dem zu jener Zeit sehr lebendigen Zürich, wo Tagsatzungen und angesehene

Fremde ſich häufig verſammelten, neben den zahlreich und glänzend in den geſellſchaftlichen Kreiſen auftretenden Zürcherinnen auch Frauen aus andern Gegenden nicht ſelten waren, ſie dennoch bald die Aufmerkſamkeit auf ſich zog. Die Familienſchriften der Meyer von Knonau nennen ſie in der einfachen Sprache jener Jahrhunderte „ein überus ſchön Mentſch.“ Aber was noch mehr iſt, von ihrer Frömmigkeit, Sittſamkeit, Treue, Sanftmuth und Herzlichkeit ſprechen ſtatthafte Zeugniſſe der Zeitgenoſſen.

Einige Jahre älter als ſie war Johannes oder Hans Meyer von Knonau, der einzige Sohn des Rathsherrn und Reichsvogts Gerold und der Anna von Hinweil. Ob der Jüngling ſchon frühzeitig ſeine Aufmerkſamkeit auf das Mädchen gerichtet habe, iſt nicht bekannt; zuverläßig hingegen, daß der Vater den Hans an den Hof ſeines Vetters, Hugo von Hohenlandenberg, ſandte, des Letzten, der dem Bisthume Conſtanz in jener Ausdehnung vorſtand, die es zum größten in Teutſchland machte, ſei es um ſich auf dieſem glänzenden Schauplatze in den Formen des vornehmern Lebens auszubilden, oder vielleicht auch um bereits vorhandene zärtliche Eindrücke in den Zerſtreuungen eines bedeutenden Hofes erlöſchen zu machen. Zu Conſtanz brachte er eine geraume Zeit zu. Mittlerweile wurde für ihn eine Verbindung mit einer Tochter aus einem angeſehenen adelichen Hauſe im Thurgau nachgeſucht, und der Vater, ein ernſter Mann, der nach der Denkweiſe jenes Zeitalters in den Angelegenhei-

ten ſeiner Familie ganz nach ſeinem Willen verfügen zu können glaubte, fand es angemeſſen, ſeinen Sohn wieder heimzuberufen und jene Heirath in Vollziehung zu bringen. Ein Brief des Biſchofs Hugo, datirt Conſtanz, Freitag auf Mariä Geburt 1504, drückt ſich hierüber folgendermaßen aus:

„Hugo von Gottes Gnaden
Biſchoffe Zu Coſtantz.

Unnſern gruß voran. Veſter Lieber Vetter. Dyn Sohn ſo etlich Zyt by unns inn dintſt geweßt Iſt bericht unns, wie du Inn, heimb geforderet habeſt. der mainung, Inn durch ain Heyrath zu verſächen und wiewol wir nu Inn gern länger by uns inn Dinſt enthallten hetten. So haben wir doch Inn gnedigklich geurlobt. achten ouch es ſyge, numals nütz fruchtbares, dan das er alſo verſächen werde.“

Hans kehrte nach Zürich zurück, aber in kurzer Zeit war er ſo von ſeiner Anna Reinhard eingenommen, daß er, uneingedenk ſeiner Beſtimmung, nur in einer innigen Verbindung mit ihr die Möglichkeit eines glücklichen ehelichen Daſeins ſich zu gedenken vermochte. Von den Ihrigen nicht mißbilligt, lebte auch in der Seele der kaum noch aus dem Kindesalter herausgetretenen Anna kein anderer Gedanke, als der an ihren Geliebten. Man kannte des Vaters unbeweglichen Sinn. Die Liebe verhüllte jeden Aufblick an die Folgen des beabſichtigten Schrittes und an künftige Schickſale. Ohne des alten Gerolds Wiſſen wurden Hans und Anna eilends und heimlich in einer Dorfcapelle des Cantons

getraut. Erſchütternd war für den Vater dieſes Ereigniß. Deſſen Wirkungen mögen die eigenen Worte des Familienbuches ſchildern: „So bald er die Reinhartin hinderrugks und ohne Vorwüſſen deß Vatters und ganzer früntſchafft genommen hatt Inn der Vatter niemahls mehr begnadet, und Iſt Inn ſyn Huß, mit wüſſen und an ſynen Tiſch, niemahls mehr khommen. Es hatt ouch der Vatter die ſchönſten Cleinoten die diß Geſchlächt gehept, Inn ſölchem widermut und unwillen verkoufft, vermacht, verſchänkt und ſynem Tochterman dem Röuſten ouch vil angehenkt.“ Er ſelbſt verheirathete ſich ebenfalls wieder, und beſtimmte durch ſeinen Heirathsvertrag der zweiten Ehegenoſſin die lebenslängliche Nutznießung der zu jener Zeit bedeutenden Summe von 6000 Gulden.

Die erſten Eheſtandsjahre des jungen Paares waren kinderlos. 1509 beglückte ſie mit Elternfreude der nachher hiſtoriſch gewordene Gerold; ihm folgten 1510 und 1512 zwei Mädchen, Margaretha und Agatha nach. Ungeachtet des väterlichen Unwillens wurde Johannes doch zu einigen öffentlichen Bedienungen und 1510 von der adelichen Zunft in den großen Rath gewählt, auch vergaß ihn ſein Verwandter, der Biſchof, nicht, wovon ein anderer Brief deſſelben zeugt, der wieder den aufgeweckten Geiſt des Zeitalters ſchildert:

„Hugo von Gottes Gnaden
Biſchoffe zu Coſtantz.

Unnſern gruß voran. Veſter lieber Vetter. Wir thünd dich hieby, zu bewegung, aines luſtigen thrunks

verehren, mit Zwayhundert gedigner gangkfisch. die wölleſt umb unnſertwägen, mit fröwden nieſſen. Dan dir zu Gnaden ſind wir genaigt. Datirt Coſtanz uff Frytag **post trium regum Anno Domini 1515.**"

Von ſeinem Vater getrennt, folgte er mittlerweile jedem Rufe, der Schweizer unter fremde Banner verſammelte, und noch 1513 wohnte er als Schützenfähnrich dem letzten großen Siege der Eidgenoſſen, bei Novarra, bei. Ueberlieferungen melden, einer ſeiner Waffengefährten habe am ſpäten Abend nach dem erfochtenen Siege in einem Briefe in die Heimath von ihm gemeldet: „Der Meyer ſchläft unter den Stucken (Kanonen)." Wenige Jahre nachher fing ſeine Geſundheit an zu wanken; dem Treffen bei Marignano, 1515, wohnte er nicht mehr bei, und am Konradstag, den ſechs und zwanzigſten November 1517, ließ er die ſchon vielfach geprüfte Anna als Wittwe zurück.

Eine neue Ausſicht hatte ſich inzwiſchen zwar nicht den mit ſchweren Mühſalen kämpfenden Ehegenoſſen, aber mittelbar durch das Knäbchen Gerold, den Sprößlingen, die der Großvater auch verworfen hatte, geöffnet. Wenige Wochen, nachdem der alte Rathsherr in immer fortdauerndem und von außenher genährtem Grolle 1512 die Herrſchaft Knonau um ſechszehnhundert fünfzig rheiniſche Gulden der Regierung verkauft hatte, ungeachtet zu derſelben bedeutende Gefälle und ſehr weitläuftige Grundſtücke gehörten, wovon der einzige Meyerhof, ungefähr achtzig Jahre ſpäter, um zehntauſend Gulden wieder verkauft wurde, befand er ſich in Geſellſchaft

anderer angesehener Züricher aus dem Vereine der Böcke, der aus dem alten Zürichkrieg*) herstammt und jetzt noch in Zürich besteht, auf der Gesellschaftsstube zur Schnecke, die an die untere Ecke des damaligen Rathhauses gegen den Fischmarkt angebaut war. Das Familienbuch gebe auch hier die Thatsache: „Uff ein Zyt hatt syn deß Hannsen Magt disen Gerolden, der etwan drüiehrig gewäsen mit Iro inn den Fischmerkt genommen, dahin sy geschikt worden fisch zu kouffen, da hat sy denselben gsezt, inn ein fischerbränten (Kufe) ohne Zwyffel biß sy den Fischer bezalt hat. Inn sölchem luget (sah) deß kindts großvatter zum Schnäggen zum fänster uß, und ersach das Kind Inn der bränten, so früch (frisch) unnd frölich sitzen, fraget bald, weß doch das schön lustig kind were, dem bald geantwortet ward, ob ers nit känne; es syg synes Sohns, Hansen Meyer. wie das der großvatter ghört, befalch er ohne Verzug, man sölte, Im das Kind zubringen, namb dasselbig Inn syne Arm, weinet und seit (sagt), wiewol dyn Vatter mich erzürnt, will Ich doch dich desse nit entgälten lassen, und wil dich an dynes Vatters statt zum Kind und ehrben annemmen. und ließ es glych druf heimm inn syn Huß, Inn Meyer-

*) Der sogenannte alte Zürichkrieg war der erste schweizerische Bürgerkrieg. Er hatte zwischen den Zürchern und den übrigen Eidgenossen Statt, brach 1443 aus und endete 1448, nachdem er manches Menschenleben gekostet und unendlichen Jammer verbreitet hatte.

hoff (in Zürich) tragen. und hielte es da als wan es syn eigen Kind were, biß das er gstorben, und volgents hats ouch die Regin (seine zweite Gattin) das Kind behalten Jr Läben lang." So erwies es sich auch hier, daß Gott, der Herr, die Unschuld nicht vergißt, und daß er überschwenglich thun kann über alles, was wir bitten und verstehen.

War schon früher die ganze Zeit und Aufmerksamkeit der treuen Mutter und Hausfrau zwischen den hinwelkenden Gatten und die beiden bei ihnen gebliebenen Töchterchen getheilt, so wandte sie nach dem Tode der Großeltern dieselben ausschließlich auf die Erziehung und Bildung der hoffnungsvollen Kinder.

Seit dem Anfange des sechszehnten Jahrhunderts hatten Verwilderung der Sitten und lockerer Sinn zugenommen. Immer weniger lebten die Menschen nach den heiligen Geboten Gottes, sondern vielmehr nach den bösen Gelüsten ihres Herzens. Die Ursache dieser Verwilderung war vorzüglich das Reislaufen. Schon war jener Gemeinsinn, der zu Erhaltung eines Bundesstaates am hauptsächlichsten beiträgt und durch den gehoben die Bundesglieder örtliche Vortheile dem allgemeinen Wohle aufopfern, beinahe ganz entwichen. Unter dem Getreibe der Leidenschaften sah man nur die Factionen, keine Schweiz mehr; in dem Wettstreit der dem Auslande sich verkaufenden und den Gewinn sich mißgönnenden Häuptlinge verschwand das Bild schweizerischer Magistrate; die Waffen waren nicht mehr eidgenössisch, sondern französisch, spanisch, päbstlich, kurz dessen, der sie am

beſten bezahlte. Zwar waren die beſſern Stimmen nie ganz erſtorben. Sie erhoben ſich gegen die Ausartungen, aber in die Länge blieben ſie immer zu ſchwach. Umſonſt beweinten Tauſende von frühen Wittwen und Waiſen, hülfloſe alte Eltern die Verirrungen der Zeit, und mehr als einmal brachen wilde Aufruhren des Volkes aus, ohne die Führer über ihre verbrecheriſchen Mißgriffe zu belehren.

Doch! wenn Menſchenhülf ſcheint aus zu ſein, ſo ſtellt ſich Gottes Hülfe ein. Zu gleicher Zeit begann ein friſches Leben in der Kirche Chriſti im nördlichen Teutſchland wie in der Schweiz. In Zürich zuerſt zeigte ſich eine ſchöne Morgenröthe. Einzelne Lehrer erhoben ihre Stimmen, ermahnten unermüdet zur inwendigen Beſſerung des Herzens, lehrten, daß Gott ein Geiſt iſt, und daß, die ihn anbeten, ihn im Geiſt und in der Wahrheit anbeten müßen. Man fing an einzuſehen, daß der Hauptgrund der politiſchen, kirchlichen und religiöſen Verſunkenheit, in welcher das Zeitalter ſchmachtete, zunächſt in dem allgemeinen Mangel an Kenntniß jenes Wortes liege, welches feſt und unbeweglich iſt, und wann auch Himmel und Erde vergeht, in Ewigkeit bleibt. Der Gedanke an Gottes Gnade und an die eigene Hülfloſigkeit führte Viele zur Selbſtprüfung. Sie wurden in ihrem Innern bewegt, wandten ſich in vertrauensvollem Gebete um Hülfe zu Gott, und wer einmal auf dieſen Punkt gelangt iſt, der hat den Weg zur Beſſerung gefunden, indem die heilige Schrift ja ausdrücklich ſagt: „Alles was ihr betet in euerm Gebete, glaubet nur, daß ihr es

empfangen werdet, so wird es euch werden." Mit dem Wiederaufblühen der christlichen Kirche erwachte auch im Reiche der Wissenschaften ein kräftiges, geistiges Leben, und es drang mit seinen erwärmenden Strahlen an vielen Orten ein.

Anna hatte nichts unterlassen, um ihre Kinder die Furcht des Herrn zu lehren und in den jungen Herzen Lernbegierde, Vaterlands- und Menschenliebe zu begründen. Der Knabe Gerold benutzte die von Jahr zu Jahr sich ausdehnenden Unterrichtsanstalten, und als durch Ulrich Zwingli's heilbringenden Einfluß sich über die Stadt und die Landschaft gleichsam ein neues Leben und bei vielen hunderten der thätigste Eifer sich verbreitete, so waren Mutter und Kinder von den ersten, bei welchen dieß bemerkbar war.

Zwingli, der wohl erkannte, daß von der Bildung der Jugend das Schicksal künftiger Geschlechter wesentlich abhänge, war unermüdet, um die Gemüther und Anlagen der heranreifenden, für das Gute empfänglichen Jugend zu erforschen und jedes sich auszeichnende Talent in seiner Entwickelung zu unterstützen. Bald wurde der tiefblickende Mann auch auf Gerold aufmerksam. Er selbst widmete dem, wenn schon noch jungen Schüler einen Theil der durch mannigfaltige wissenschaftliche und öffentliche Verhältnisse in Anspruch genommenen Zeit, und führte ihn ein in die erhebende Bekanntschaft der alten Römer und Griechen. Schon 1520 hielt er ihn für reif genug, um nach Basel, dem damaligen Hauptsitz schweizerischer Gelehrsamkeit gesandt zu

werden. Dort genoß er des Unterrichtes Rhenans, vorzüglich aber des Jacob Nepos, eines Mannes, der eine beſondere Gabe für den Jugendunterricht hatte. Dieſer Mann gewann ſeinen Schüler vor andern lieb. „Habt ihr noch viele Zürcher, wie dieſer Meyer," ſchrieb er an Zwingli. „Schickt mir ſie alle, ich will ihr Vater, ſie ſollen meine Söhne ſein. Gott erhalte dieſen und alle ſeines gleichen Dir und mir und dem Vaterlande." Noch aus dem Jahre 1521 iſt ein Brief Gerolds an Zwingli vorhanden, in ſchönem Latein geſchrieben. Er ſchildert ihm ſein Wohlbefinden, ſein glückliches Verhältniß zu ſeinen Lehrern, ihre Verdienſte, Baſels ſchöne Lage und deſſen hohen wiſſenſchaftlichen Standpunkt.

Im Sommer 1523 hatte Gerold Meyer zu Baden im Aargau eine Badecur gemacht. Nach damaliger Sitte, die Badenden mit Geſchenken zu erfreuen, wollte Zwingli auch nicht zurückbleiben, ſchickte aber ſeinem jungen Freunde ſtatt eines Geſchenkes einen Brief in trefflichem Latein, worin er über die Weiſe ſprach, wie man die Jugend in guten Sitten und chriſtlicher Zucht ziehen und lehren ſolle. Da dieſer Jugendſpiegel köſtliche Lehren und Ermahnungen zur Gottſeligkeit enthält, ſo heben wir Mehreres aus.

Im Eingange ſagt Zwingli: Als ich eine geraume Zeit lang mich ſelbſt fragte, was wohl dir, mein Gerold, das Angenehmſte ſein würde, ſo überzeugte ich mich endlich, daß das, was dir gefallen könne, entweder etwas Frommes, oder Gelehrtes, oder beides zuſammen ſein müße. Dieſer

Jugendspiegel zerfällt in drei Abschnitte. Der erste zeigt, wie man das zarte Gemüth eines wohldenkenden Jünglings in Absicht auf dasjenige, was sich auf Gott bezieht, unterrichten müsse; der zweite: wie über das, was er sich selbst, und der dritte: wie über das, was er Andern schuldig ist.

Erster Abschnitt. (Glaube.) Vor Allem aus, da es nicht in menschlicher Kraft liegt, das Herz irgend eines Menschen zum Glauben an Gott zu vermögen, auch wenn einer an Beredsamkeit den Perikles übertreffen würde, sondern dieß allein von dem himmlischen Vater abhängt, der uns zu sich zieht, so kommt doch nach den Worten des Apostels, der Glaube aus dem Hören, nämlich aus dem Hören des Wortes Christi. Doch nicht, daß die Predigt des Wortes allein so viel vermöge, wenn nicht der Geist innerlich redet und mahnt. Darum soll man der Jugend den Glauben mit den lautersten und nur mit aus der heiligen Bibel geschöpften Worten einflößen, und damit zugleich Gebete zu Gott vereinigen, der allein Gläubige erweckt, damit er denjenigen, welchen wir mit dem Worte unterrichten, selbst durch seinen Anhauch erleuchte. — (Der Mensch.) Auf diesem Wege wird das jugendliche Gemüth das Geheimniß des Evangeliums erfassen, es wird vor allem aus, den Zustand des ersten Menschen erfahren, nämlich, daß er des Todes gestorben, nachdem er das Gebot Gottes übertreten, so daß er durch seine That die ganze Nachkommenschaft zu Sündern machte. Es wird seinen Presten auch daraus erkennen, wenn es lernt, daß wir in Allem aus

Leidenſchaften (ἐκ τῶν παθῶν) handeln, Gott aber ſehr ferne davon ſei, woraus unzweifelhaft folgt, daß auch wir denſelben ganz fremd ſein ſollen, wenn wir mit Gott zu wandeln wünſchen. Denn ſo wie der Unſchuldige keinen Umgang mit dem Schuldigen hat, und umgekehrt der Böſewicht den Gerechten nicht zu ertragen vermag, ſo kann auch niemand bei Gott ſein, als wer ohne Mackel wandelt und heilig iſt, wie Gott ſelbſt heilig iſt, und wer ein reines Herz hat. Denn ſelig ſind, die reines Herzens ſind, ſie werden Gott ſchauen. Auf welche Weiſe werden wir aber eine ſo vollkommene Unſträflichkeit erwerben, die wir von allen Seiten mit den unreinſten Leidenſchaften umlagert ſind? Wir müßen, wir mögen wollen oder nicht wollen, uns an Gott ergeben, und uns ſeiner Gnade überlaſſen. (Chriſtus.) Hier geht uns das Licht des Evangeliums auf. Denn aus den Nöthen, in denen wir uns befinden, enthebt uns Chriſtus, der uns weit beſſer frei macht, als kein Jupiter Servator, indem er vor Allem unſer Gewiſſen, das der Verzweiflung nahe iſt, aufrichtet, und wenn es durch die gewiſſeſte Hoffnung mit ihm verbunden iſt, bald glücklich macht. Da er ſelbſt von jedem Gebrechen irgend einer unreinen Leidenſchaft durchaus frei iſt, weil er von dem heiligen Geiſte empfangen und von einer unbefleckten Jungfrau geboren iſt, ſo hat er zuerſt zu unſerer Erlöſung dieſe Unſchuld für uns dahingegeben, denn er trug wahrhaftig unſere Krankheit, und lud auf ſich unſere Schmerzen, und dann macht er diejenigen ſelig, welche dieß unerſchütterlich glauben. Denn

wer an dieſe von Gott durch Chriſtum dem armen Menſchengeſchlechte verliehene Begnadigung glaubt, wird ſelig, ein Miterbe Chriſti werden und wird in Ewigkeit bei dem Vater frohlocken, indem Chriſtus will, daß da, wo er iſt, auch ſein Diener ſei. Chriſti Unſchuld für uns Schuldige, oder vielmehr für uns Verdammte dahingegeben, ſpricht uns frei von Sünde und Schuld, und macht uns hauptſächlich aus dieſem Grunde Gottes würdig, weil er ſelbſt die Größe und das Maß der göttlichen Gerechtigkeit erfüllen konnte, da er von allen unreinen Leidenſchaften durchaus rein war. Denn ungeachtet er dieß und ſo groß iſt, nämlich Gott, ſo iſt er doch der Unſrige geworden. Daraus folgt, daß jene Gerechtigkeit, die uns allein mangelt, nämlich die ſeinige, die unſrige geworden iſt, denn er iſt uns von Gott gemacht zur Weisheit, zur Gerechtigkeit, zur Heiligung und zur Erlöſung. So haben wir nur durch ihn Zutritt zu Gott, denn er iſt der Unſrige, das Pfand der Gnade Gottes, der Fürſprecher, der Bürge, unſer Erſtes und Letztes. — (Wahrhaft gute Werke.) Wer alſo das Geheimniß des Evangeliums auffaßt, der beſtrebt ſich auch rechtſchaffen zu leben. Deßwegen muß man daſſelbe ſo viel als möglich lauter und befliſſen verkündigen. Auch muß die Jugend zeitlich gelehrt werden, durch welches Verhalten wir Gottes Wohlgefallen am meiſten erlangen, nämlich durch dasjenige, das er immer gegen uns anwendet, durch Gerechtigkeit, Treue und Erbarmen. Da Gott ein Geiſt iſt, ſo kann er nur durch das geiſtliche Opfer eines ergebenen Gemüthes

recht verehrt werden. Darauf muß also der Jüngling seine Beflissenheit richten, daß er frühzeitig ein braver Mann zu werden trachte, der unsträflich und Gott möglichst ähnlich sei. Denn da Gott allen wohlthut und Niemandem Schaden zufügt, es sei denn, daß jemand zuvor sich selbst in Schaden gesetzt habe, eben so ist auch derjenige, welcher sich bestrebt, Allen zu nützen, Allen Alles zu werden und von allem Unrecht seine Hand abzuziehen, Gott am ähnlichsten. Diese Dinge sind allerdings schwierig, wenn wir unsere Kräfte erwägen; alle Dinge sind aber möglich, dem, der da glaubet.

Zweiter Abschnitt. (Studium der Theologie.) Auf keine Weise kann der Jüngling sein Gemüth besser ordnen, als wenn er das Wort Gottes Tag und Nacht in seinen Händen hat. Dieß wird er aber auf eine angemessene Weise thun, wenn er die hebräische und griechische Sprache wohl inne hat, weil er ohne die eine weder das alte, ohne die andere weder das neue Testament schwerlich richtig auffassen und verstehen kann. — (Genuß des Weines.) Die Uebersättigung im Weine soll der Jüngling wie Schierlingssaft fliehen, denn sie treibt den jugendlichen Körper, der schon von sich selbst zur Heftigkeit geneigt ist, zum Wahnsinn, sie vergiftet das auf uns wartende Alter bereits im Keime, und so kommt es, daß, wenn wir dasselbe erreichen, wir Krankheit statt Ruhe finden. — (Kleidung.) Eben so halte ich dafür, es sei nichts thörichter, als durch kostbare Kleider sich auszeichnen zu wollen, da durch dieses Mittel auch die Maulthiere des Pabstes sich aus-

zeichnen und berühmt werden könnten, denn da sie stark sind, so vermögen sie mehr Gold, Silber und Edelgesteine zu tragen, als kein Milo.

Dritter Abschnitt. (Wie man leben soll.) Ein edles Gemüth wird zuerst bei sich selbst überlegen: Christus hat sich für uns hingegeben und ist der Unsrige geworden, denn wir sind nicht geboren, damit wir uns selbst leben, sondern damit wir Allen Alles werden. Das sind schwache Gemüther, die nur darauf sehen, daß ihnen ein ruhiges Leben zu Theil werde, und die nicht eine so Gott ähnliche Gesinnung haben, wie diejenigen, welche Allen auch mit eigener Gefahr nützlich zu werden sich bestreben. Man muß sich hierbei aber wohl hüten, daß das, was man zur Ehre Gottes, des Vaterlandes und für das allgemeine Beste unternimmt, nicht vom Teufel oder von der Selbstliebe verfälscht werde. — (Spiele.) Spiele mit seinen Altersgenossen und zur rechten Zeit, erlaube ich gerne, doch nur verständige und solche, die zu Leibesübungen nützlich sind. Unter die verständigen gehören die Zahlenspiele, welche die Arithmetik lehrt, oder das Schachspiel, wobei die verschiedenen Züge der Figuren, die Zögerungen, Wendungen und Nachstellungen Geistesübungen sind. Dieses Spiel lehrt vor allen andern, daß man nichts Unbesonnenes unternehme; doch ist auch darin ein Maß und Ziel zu beobachten, denn es giebt Leute, die mit Beiseitsetzung aller ernsthaften Beschäftigungen allein bei solchem stecken bleiben. Nur in Mußestunden und nebenbei darf man sich damit beschäftigen. Spiele mit Würfeln und jenen Bilderchen,

die man Karten nennt, verwerfe ich ganz (εἰς κόρακας relegamus) Leibesübungen ſind Laufen, Springen, Steinſtoßen, Fechten und Ringen, doch muß man das Letztere mit Umſicht thun, weil es oft ſchon ins Ernſthafte überging. — (Wahrheitsliebe.) Chriſtus iſt die Wahrheit, alſo ſoll auch ein Chriſt aufs feſteſte an der Wahrheit halten. Ein doppelſinniger Mann iſt in allen ſeinen Wegen unbeſtändig. Nichts kann mit Sicherheit dem anvertraut werden, der ungleich ſpricht. — (Chriſtus ſoll das Ziel unſers Lebens ſein.) Um kurz zu ſein, der Jüngling muß ſein ganzes Beſtreben dahin richten, daß er Chriſtum aufs reinſte auffaſſe; hat er aus dieſer Quelle geſchöpft, ſo wird er ſich ſelbſt zur Regel dienen. Wenn er recht handelt, ſo wird er nie verzagen, nie ſich überheben; er wird täglich zunehmen, er ſelbſt aber wird glauben, er nehme ab; er wird vorwärts ſchreiten, er ſelbſt aber wird ſich für den Letzten von Allen halten; er wird gegen Alle Gutes wirken, er ſelbſt aber wird ſich nichts zurechnen; denn ſo handelte auch Chriſtus. Vollkommen wird der ſein, der ſich vorſetzte, einzig Chriſtum nachzuahmen.

Schon waren mehr als fünf Jahre verfloſſen, ſeit Zwingli's Lehramt und ſein weitverbreitetes Wirken in Zürich begonnen hatte. Mit der gänzlichen Umgeſtaltung der kirchlichen Einrichtungen, mit ihrer Zurückführung auf die Grundſätze des apoſtoliſchen Chriſtenthums war auch ſeit dem Jahre 1523 die bis auf die Zeiten Papſt Gregors VII. in Uebung geweſene Prieſterehe wieder von der erneuerten Kirche

aufgenommen worden. Die Ungebundenheit, welche vorher bei einem großen Theile der Geistlichkeit herrschend war, brachte es dahin, daß man anfing, die eheliche Verbindung von dem christlichen Lehrer wirklich zu fordern. Allerdings waren die ersten Beispiele wegen ihrer Neuheit auffallend, dennoch wurden solche Vereheligungen immer häufiger. Gleichwohl ließ Zwingli manchen vor sich hergehen; doch auch er entschloß sich gerade in dem vierzigsten Jahre seines Lebens zu dem wichtigen Schritte, der ihn nun unmittelbar mit der bürgerlichen Gesellschaft verband.

Schon seit seinem ersten Auftreten war Anna Reinhard eine seiner aufmerksamsten Zuhörerinnen gewesen. Ihre Frömmigkeit, Bescheidenheit, Muttertreue konnten dem Seelsorger, in dessen Nähe sie wohnte, nicht verborgen bleiben. Gerold und dessen kindliche Liebe für den Lehrer und Leiter seiner Studien wurden das Mittel, den Pflegvater und die sorgsame Mutter noch näher mit einander zu verbinden. Bereits hatte Anna die Jahre der Jugend zurückgelegt. Schwere Erfahrungen hatten ihrem ganzen Charakter und Benehmen einen Ernst eingeflößt, aus welchem ihre stillen, aber thätigen Tugenden desto schöner hervorleuchteten. Gering war ihr eigenes Vermögen. Es bestand aus mehr nicht als vierhundert Gulden. Aus dem ansehnlichen Nachlasse, der nach dem Tode des Großvaters und der zweiten Großmutter den Kindern zufiel, war ihr nur ein bescheidenes Leibgeding von dreißig Gulden vorbehalten. Innige Gottesfurcht und vieljährige Ausübung des Lehramtes hatten Zwingli erkennen

gelehrt, daß die Ehe der wichtigste Schritt des menschlichen Lebens ist. Er selbst nennt sie in seinen Schriften „ein hochheiliges Bündniß," führt die Stelle aus dem Briefe an die Epheser, 5. Capitel, an, wo der Apostel die Ehe ein Abbild der großen, herrlichen Verbindung zwischen Christus und der Gemeine nennt, und bemerkt darüber: „Daß wie Christus für die Seinigen gestorben, und so ganz der Ihrige geworden, also sollen auch die Ehegatten wechselseitig Alles für einander thun und leiden; der Mann als das Bildniß Gottes soll vornähmlich sein Weib lieben, schützen, sich für dasselbe hingeben, das Weib dem Manne allein anhangen mit Liebe und Treue. Dadurch werden die Ehegatten Gott am allerähnlichsten, da hinwiederum Gott sich herablasse, sich und seine Kirche mit dem Namen Mann und Weib zu bezeichnen." Zwingli entging die tiefe Weisheit der Sprüche nicht: „Daß ein Weib, das Gott, den Herrn, liebt und sich stets in der Tugend übt, viel edler ist, als die köstlichsten Perlen;" so wie, „daß ein kluges Weib das Haus bauet, ein thörichtes aber es niederreißt." Der seltene Menschenkenner wußte, daß die größten Bemühungen des Vaters für die Bildung der Kinder, insbesondere für die zärteren Gefühle des Herzens, für Frömmigkeit und Häuslichkeit, beinahe immer ohne Wirkung sind, wenn nicht das Weib durch inniges Anschmiegen an den Gatten aus Einem Sinne und Einem Geiste mit ihm zusammenwirkt, wenn es nicht ihm hilft, mit zarter Hand die jungen Pflanzen zu warten und zu pflegen, wenn es nicht unabläßig mit ihm die-

ſelben im Gebete dem Herrn empfiehlt, und Ihn, der die Kindlein zu ſich kommen laſſen will, bittet, er möge die üppigen Ranken beſchneiden, das Unkraut aus ihren Herzen ausjäten, und die jugendlichen Seelen ganz zu ſeinem Eigenthum ſich machen. Zwingli hatte geſehen, wie Anna, in ſchwieriger Lage, und häuslicher Mißverhältniſſe ungeachtet, als Gattin, Mutter und Tochter ſich ausgezeichnet, und daß in ihren Kindern bereits edle Früchte einer ſorgfältigen chriſtlichen Kinderzucht heranreiften. Als kirchlicher Vorſteher fühlte er tief, daß für einen Seelſorger die eheliche Verbindung nur mit einer Gattin, die ſolche Eigenſchaften beſitzt oder doch ihnen nachſtrebt, glücklich und geſegnet ſein kann.

Am zweiten April 1524 fand ihre Vermählung Statt. Von dieſem Tage an betrachtete ſich Anna nur als die Gehülfin des Mannes, auf deſſen öffentliche Stellung viele tauſend Blicke und Erwartungen gerichtet waren. Schon vorher eingezogen und beſcheiden entſagte ſie gänzlich jedem koſtbaren Schmuck von Kleidern oder Kleinodien, die ihr von der frühern Verbindung her geblieben waren. Dem Gatten, den mannigfaltige Berufspflichten, ſchriftſtelleriſche Arbeiten, ein ausgebreiteter Briefwechſel, Beſuche und Anfragen von Hohen und Niedern in ſtets angeſtrengter Thätigkeit erhielten, erleichterte ſie dieſelben, wo und ſoviel ſie konnte. Sie erheiterte ſeinen Geiſt in trüben Stunden. Ihr verſtändiges und unbefangenes Urtheil dienten ihm nicht ſelten als gewichtiger Rath, und bei dem allgemeinen Vertrauen, das ſie genoß, und bei dem reichen Schatze

ihres ganz für Gott und ihre Mitmenschen schlagenden Herzens befriedigte und beruhigte sie, wenn der Gatte von Geschäften überladen, sich nicht jedem Besuche unbedingt hingeben konnte, manches des Trostes und Rathes bedürftige Gemüth durch die freundliche und herzliche Auskunft, den ihr theilnehmendes Wort ihnen gewährte. Die Armen fanden bei ihr stets Gehör. Die Kranken besuchte sie, indem sie wohl wußte, daß es eine gottgefällige Handlung ist, unglückliche Menschen aufzusuchen, und daß unser Heiland sagte: „Was ihr gethan habt einem unter diesen meinen geringsten Brüdern, das habt ihr mir gethan." Zwingli theilte ihr viele seiner Schriften vor dem Abdrucke mit, und ihr Urtheil war ihm nicht unwichtig. Die ersten Magistratspersonen Zürichs, die Prediger und übrigen Gelehrten, die sich häufig in seinem Hause einfanden, waren alle voll Achtung für die verständige Hausfrau und für ihr zwar immer bescheidenes und schüchternes, aber nur desto richtigeres Befinden, das oft durch bloße Fragen manchen raschen Gedanken milderte. Unter diesen gelehrten Männern zeichneten sich vorzüglich folgende aus: Leo Judä, Ceporin, Pellican, Heinrich Bullinger, Zwingli's Nachfolger, der Vorsteher oder sogeheißene Pfleger der Benedictiner-Abtei Einsiedeln, Freiherr Theobald von Geroldseck, der sich im Einsiedlerhof zu Zürich aufhielt, der Johanniter-Commenthur und nachherige Pfarrer zu Küßnacht, Konrad Schmied, später Georg Müller, Abt des Cistercienserklosters Wettingen.

Auch dieser neue kurze Ehestand war ungeachtet

seiner glücklichen und gesegneten Seite doch mit schweren Bekümmernissen erfüllt. Stete Drohungen und Nachstellungen waren auf Zwingli gerichtet. Seine Abreise nach Bern zur Disputation, 1528, diejenige auf das Religionsgespräch zu Marburg, 1529, wohin ihn der Landgraf von Hessen, Philipp der Großmüthige, mit andern Theologen berufen hatte, mußten in Geheimnisse verhüllt werden, und dennoch fiel bei der ersten Reise in der Nähe von Mellingen auf ihn und seine zahlreiche Begleitung unversehens ein Schuß. Als 1529 die unglücklichen Mißverhältnisse in Religionssachen die Eidgenossen von beiden Seiten zahlreich ins Feld führten und die bewaffneten Schaaren auf der Grenze der Cantone Zürich und Zug einander gegenüber standen, mußte ihr Gatte als erster zürcherscher Geistlicher ebenso im Felde, wie vorher zu Hause, die öffentlichen Gefahren theilen; doch versöhnten die entzweiten Brüder bald sich wieder. Kein Blut floß, und der Gatte und Vater kehrte glücklich wieder zu den erfreuten Seinigen zurück.

Nach kurzer Zeit loderte die Flamme der Zwietracht wieder auf. Die Erbitterung zwischen den beiden Religionstheilen stieg immer höher, und in eben dem Maße, wie die Gefahr von Außen sich vermehrte, verschwand in Zürich unter denen, die sich zu der Reformation bekannten, insbesondere bei vielen bedeutendern Männern die bisher bestandene Zusammenstimmung. Die Klugheit, mit welcher die öffentlichen Angelegenheiten waren geleitet worden, wurde nicht mehr beibehalten. Rasche Männer, die

in Allem durchgreifen wollten, verkannten bei ihren Rathschlägen das Bedürfniß einer sorgfältigen Umsicht, die bisher das Ganze zusammengehalten hatte. Man wollte mit einem Male Alles verbessern, aber man beschränkte sich nicht auf das Nothwendige. Tief wirkte auf die meisten der bisher angesehenern Familien die Maßregel, durch welche die Stellvertretung der adelichen Zunft im kleinen und großen Rathe bedeutend vermindert wurde. Sie war nothwendig geworden, weil man die Erfahrung gemacht hatte, daß der größere Theil derselben der Reformation beharrlich abgeneigt war, und bei jedem Anlasse deren Beförderung entgegenwirkte. Noch tiefer und in mannigfaltigere Verhältnisse vieler zürcherschen Familien aus allen Classen eingreifend waren die Vorkehrungen, welche man aus Veranlassung der sehr hochgestiegenen Theuerung des Getreides gegen die Müller und Bäcker traf. Viele Personen, unter diesen solche, die den bisherigen Verbesserungen ganz zugethan waren, und sich durch Thätigkeit und festen Sinn ausgezeichnet hatten, wurden theils lau, theils der Sache überhaupt und ihren Führern ganz abgeneigt. Diejenige Mehrheit, welche im großen Rathe sich meistens vereinigt hatte, um wichtige Beschlüsse zu fassen, war oft nicht mehr vorhanden, wenn dieselben folgerecht ausgeführt werden sollten. Schwankungen und gefährliche Gegenwirkungen gingen daraus hervor; aber auch dieß belehrte die Heftigern nicht. Die meisten älteren Magistratspersonen, welche noch an der Spitze standen, überließen sich nun den Empfindungen der Eifersucht gegen diejenigen, welche

jetzt oft ihren Einfluß überwogen. Immer mehr gaben sie den ganz feindseligen Stimmen Gehör, die ihnen einflüsterten, man müße der emporstrebenden Partei in Allem entgegen wirken, wenn man nicht unbedingt von ihr fortgerissen und ganz übermannt werden wolle. Aeltere bisherige Kriegsanführer verschmerzten es nicht, daß der Landvogt von Kyburg, Rudolf Lavater, zum obersten Kriegsanführer war ernannt worden, und gleichwohl blieben sie und andere, deren Abneigung offenkundig war, an ihren Plätzen. Die fünf Orte: Luzern, Uri, Schwyz, Unterwalden und Zug hatte man schon früher durch die Sperrung der Getreidezufuhr noch mehr erbittert, und während daß sie fester als je sich aneinander schlossen, versäumte man in Zürich es ganz, sich in einen angemessenen Vertheidigungszustand zu setzen.

Ungeachtet am Abend des neunten Octobers 1531 ein Bote nach dem andern den Aufbruch und die Annäherung der fünförtischen Kriegsschaaren verkündigte, vermochte der Bannerherr Schweizer es nicht, den kleinen Rath zu bewegen, sogleich eine Kriegsschaar ihnen entgegenzusenden. Erst als am zehnten früh die unwiderlegliche Kunde eintraf, aus dem biedern Volke der Herrschaft Knonau habe eine Anzahl Entschlossener sich beim Kloster Cappel versammelt, und fragte laut, ob sie denn verlassen oder vollends verrathen seien, wurden einige hundert Mann dahin geordnet, und über diese setzte man zum Anführer Georg Göldli, dessen Bruder schon längst von Zürich nach Luzern entwichen war, damals bei dem katholischen Heere in Zug stand, und der selbst bald

nachher Zürich für immer verließ. Umſonſt drangen kräftige und überlegende Männer darauf, daß man den Landſturm ergehen und mit dem Banner, welchem man gewohnt war, die größere Heerſchaar nachfolgen zu laſſen, ausziehen möchte; doch erſt des Nachmittags wurde der große Rath verſammelt, und nur am Abend beſchloß dieſer den Landſturm, den hin und wieder verrätheriſche Ausſendlinge unter dem Vorwandte hemmten, er ſei nicht im Willen des Rathes. Nicht früher als in dieſer Nacht erging auch die Mahnung an die verbündeten Städte, wenn ſchon mit der zu ſpäten Aufſchrift: „Eilends, eilends, eilends.“ Von den Ufern des Zürichſees führten Theilnahme und Pflichtgefühl einzelne Haufen nach Cappel. Aus den untern Gegenden gingen Freiwillige nach Bremgarten.

Langſam und ohne planmäßige Führung zog man zu dem vor dem Rathhauſe am Morgen des eilften Octobers ausgeſteckten Banner. Schon ermüdet waren von ſchnellem Nachtmarſche und vom langen Harren die Unerſchrockenen. Für Pferde zu Fortſchaffung des damals ſehr ſchwerfälligen groben Geſchützes und der Wagen war keine Vorſorge geſchehen, und ſie mußten eilends und wie man konnte zuſammengebracht werden. Nur ungefähr ſiebenhundert Mann waren um zehn Uhr verſammelt, unter ihnen viele Greiſe und ältere Männer, die der heiligen Sache, für die man Alles zu wagen bereit war, ſtandhaft ergebenen Glieder des kleinen und großen Rathes, viele der ausgezeichnetern Geiſtlichen, die der Kirchenverbeſſerung beigepflichtet hatten, neben

ihnen die rüſtigſten aus den Bürgern und näher wohnenden Landleuten. Noch war mancher nicht vollſtändig gerüſtet, keine gehörige Eintheilung geſchehen, aber neue Nachrichten von dem Herannahen der Gegner erlaubten kein Zögern, wenn man nicht die kleine Schaar bei Cappel der überlegenen Macht eines kühnen und im Kriege erfahrenen Feindes aufopfern wollte. Stille und ernſt war der Aufbruch, nicht geräuſchvoll, wie wenn kriegsluſtige, auf ihre Zahl vertrauende Schaaren, wohlgeordnet und durch jugendlichen Sinn höher geſtimmt, ſich in Bewegung ſetzen. Große Pflichten, enge und heilige Bande zogen manchen der zum Kampfe Entſchloſſenen an diejenigen, die, mit bangen Beſorgniſſen erfüllt, ihn, ſo lange als es noch möglich war, zurückhielten. Zwingli, vom Rathe aufgefordert, das Banner zu begleiten, entſprach willig dem Rufe; aber auch ſein Scheiden von der innigſt geliebten Gattin, den theuern Kindern, von zahlreichen Freunden, die ſich um ihn drängten, war ſchwer. Das Zurückweichen des Pferdes in dem Augenblicke, wo er es beſtieg, erfüllte alle mit bangen Beſorgniſſen. Er ſelbſt war ſtandhaft, aber tief ergriffen und nachdenkend, und ſchied von den Seinigen mit großer Bewegung.

Es war nahe an eilf Uhr, als der kleine Haufe Zürichs Thore verlaſſen hatte, und noch war die Berghöhe vor ihm, als der Donner des ſchweren Geſchützes ihm ſchon über die Lücke des Albis her Beſchleunigung zurief. Mit dem geliebten Gatten, hatte Anna ihren Sohn, Gerold, und noch andere ihrer Nächſten in dem kleinen Häufchen weg-

ziehen ſehen, wohl bewußt, welchem großen gefahrvollen Zwecke daſſelbe ſich weihe; aber ſie gehörte nicht zu denjenigen ſelbſtſüchtigen Weſen, die an keine Pflicht der Hingebung für die heilige Gottesſache, die an kein Vaterland glauben, ſondern nur ihrer moraliſchen Schwäche unterthan, bloß ihren eigenen Zwecken und eiteln Neigungen leben, unbekümmert, was aus dem Reiche des Herrn und was aus der irdiſchen Heimath werde. Obgleich die Schwere des Abſchiedes ihre Seele erfüllte, hatte ſie ihrem Geliebten denſelben nicht ſchwierig gemacht, und das nämliche Vertrauen durch Chriſtum zu Gott, das in ſo mancher bangen Stunde ſie ſchon emporgehalten hatte, war auch jetzt ihre einzige, aber feſte Stütze. Zwingli, der das ſchwarze Gewitter ſchon Monate lang ſich ſammeln geſehen, und deſſen Anrücken, und, nach mancher einzelnen überlegten und ernſten Aeußerung, deſſen gewaltſame Wirkung auf ihn ſelbſt erwartet hatte, blieb auch jetzt der Nämliche. Mehrere ſeiner Begleiter ſahen und hörten ihn, wenn er etwa auf dem Zuge einzeln ritt, eifrig betend, ſeine Kirche und ſein Vaterland inbrünſtig Gott dem Herrn empfehlen; aber ſobald jemand ihn anſprach, war er ruhig und gefaßt und voll des Friedens, der die Frucht eines glaubensvollen Gebetes iſt. Als auf dem Albis der Schützenhauptmann, Wilhelm Tönig, rieth, man ſollte die Zurückgebliebenen erwarten, ſtimmte er zu denjenigen, welche forteilen wollten; aber ohne an den Vorwürfen Theil zu nehmen, die mehrere dem kriegserfahrenen Hauptmann machten, ſprach er: „Soll mann Sich erſt lange

hier ſamlen, bſorg ich es werde unſeren Biderben Leuthen zu Spath, und füget ſich gar nit, daß wir hier ſtandind und die unſeren drunden leiden laßind, und es noch darzu hörend. Ich will recht in dem nammen Gottes zu den Biderben Leuthen und willig mit ihnen und under ihnen ſterben oder Sie helffen erretten." In ähnlichem Sinne äußerte er ſich gegen Andere, und noch auf dem Schlachtfelde erwiederte er die Worte Leonhard Burkhards, des Bäckers von Zürich: „Meiſter wie gefalt euch diſe Sach, ſind die reben gſaltzen, wer wil Sie auseſſen." „Ich und mancher Bidermann der hier ſtath in Gottes hand, deß wir lebendig und todt ſind," worauf Burkhard antwortete: „Ich wil auch helffen auseſſen und mein Leib und Läben troſtlich waagen." Bullinger, der dieß erzählt, ſetzt hinzu, was er auch redlich an der Schlacht that.

Gut angeführt, hatte das überlegene katholiſche Heer zu Zug und in den näher liegenden Dörfern während der Nacht ausgeruht, gegen Mittag ſich den Zürchern genähert, ſeinen Abſagbrief (die Kriegserklärung) ihnen zugeſchickt, und dann bedächtlich den Angriff zuerſt vom Islisberge her mit Kanonenſchüſſen begonnen. Bereits ſtanden beide Schlachthaufen ſich nahe, als das zürcherſche Banner nach drei Uhr eintraf. Nicht nur wurde Göldli, ſondern auch der Schützenhauptmann, Peter Füßli, der bis an ſeinen Tod, 1548, dem alten Syſteme zugethan blieb, verderblicher Maßregeln beſchuldigt. Sei es aus Mangel an Einſicht oder gutem Willen der Anführer, die Stellung des zürcherſchen Schlachthaufens war

nicht gut gewählt, bloßgegeben die Linke, nicht berechnet der Fall eines Rückzuges, den ein schlammigter Graben erschwerte. Sogleich traten die angekommenen Zürcher, so wie sie sich einfanden, in die Reihen der Kämpfer; aber sie reichten nicht mehr hin, das Schicksal des Tages zu wenden. Bald war jene gefährdete Linke von einer muthigen Schaar der fünf Orte umgangen, und von der Seite angegriffen. Eine Bewegung, die gerade nach der Ankunft der Hülfe vorgenommen wurde, benahm dem groben Geschütze die Möglichkeit, den einbrechenden Gegnern zu schaden. Ein Theil des Schlachthaufens wankte, der Rückzug begann und wurde bei Vielen zur Flucht; aber unerschüttert hielten diejenigen Stand, die ohne die Gefahr oder die Zahl zu berechnen, nur ihre Pflicht und den hohen Werth der Sache bedachten, um deren Entscheidung es in dieser Stunde sich handelte. Groß war ihr Verlust, sieben Glieder des kleinen Rathes, neunzehn des großen, vier und sechzig andere Bürger von Zürich, im ganzen fünfhundert zwölf, büßten mit ihrem Leben für die Fehler der schlechten Veranstaltung, der meiste Theil von ihnen auf dem Schlachtfelde selbst. Mit dem obersten Meister, Rudolf Thumeisen, bedeckten noch zwei seiner Söhne mit ihren Leichen den Kampfplatz. Neben dem alten Eberhard von Reischach, der zu Zürich als Bürger aufgenommen, nachher die Verordnungen wider das Reislaufen schwer verletzend, sich eines Hauptverbrechens schuldig gemacht, dann aber in der Zeit der Gefahr seines neuen Vaterlandes, um dieselbe zu theilen, bereits vor zwei

Jahren herbeigeeilt und freundlich aufgenommen worden war, fiel sein Sohn. Neben noch zwei Brüdern starb der unerschrockene Rudolf Gallmann von Metmenstetten, der schon am Morgen, als vom Rückzug die Rede war, mit dem Fuße auf die Erde stampfend, mannhaft ausgerufen hatte: „Hier muß mein Kirchhof sein.“ Daß diejenigen, die in schwierigen Verhältnissen zur Vorsicht rathen, keineswegs um deßwillen weniger standhaft, oder der Sache nicht getreu seien, bewies Wilhelm Tönig, der nicht wich, indeß andere sich retteten, die früher weit höher als er gesprochen hatten. Aus den fünf und zwanzig erschlagenen Geistlichen heben wir nur aus Konrad Schmied, einen Mann von bedeutenden Kenntnissen, großer Beredsamkeit, und mit einem Herzen, das voll jener Milde war, die das Andenken, daß alles Heil von Gott kommt, wirkt, Konrad Schmied, dessen Worte auf seine Gemeine einen solchen Einfluß ausgeübt hatten, daß sechs und dreißig Männer von Küßnacht sein blutiges Schicksal im Tode theilten; Freiherr Theobald von Geroldseck, Vorsteher oder Administrator des damals beinahe ganz verlassenen Klosters Einsiedeln, der seit mehreren Jahren in Zürich lebte, und in der höchsten Gefahr seiner Freunde nicht zurückbleiben wollte; Wolfgang Joner, Abt zu Cappel, geschmückt durch manche Tugend, so daß viele aus den Siegern, die ihn kannten, in diesem frommen und gottesfürchtigen Manne den Verlust eines Freundes und Gutthäters mit gerührter Wehmuth betrauerten.

Mitten unter diesen Edeln sank auch Ulrich

Zwingli. Zuerst von einem Steine getroffen, dann durch mehrere Stiche schwer verwundet, lag er ausgestreckt auf dem Rücken auf einer Stelle beim Scheuren- oder jetzigen Näfenhof, die noch gezeigt wird, mit gefalteten Händen, seine noch nicht gebrochenen Augen aufwärts zum Himmel gerichtet. So fanden ihn diejenigen, die nach der Entscheidung des mörderischen Kampfes, die mit Leichen und Hinsterbenden bedeckte Stätte des Todes durchspäheten. Ohne sich in seinen stillen Betrachtungen und tief gefaßten Ueberzeugungen irre machen zu lassen, erwiederte er Aufforderungen, die an ihn geschahen, mit einer verneinenden Bewegung des Hauptes, und erzürnt versetzte ihm ein Hauptmann Bockinger von Unterwalden mit seinem Schwerte den Todesstreich. Noch war er nicht erkannt, aber am folgenden Morgen, als der Tod des Mannes nicht mehr verborgen blieb, den viele Tausende kannten, und den mancher aus den älteren Kriegern vor zahlreichen Versammlungen und im fernen Welschlande den kampfbegierigen Eidgenossen eindringende Worte zur Besserung, zur Ermahnung und zur Tröstung hatte zurufen hören, wurde die entseelte Hülle durch Feuer in Asche verwandelt. So endete das irdische Dasein eines Mannes, der selbst ausgesprochen hatte: „Den Leib können sie tödten, die Seele nicht." Der Erinnerung würdig sind die edlen Worte Hans Schönbrunners, eines Conventherrn von Cappel, der dem erneuerten Glaubensbekenntniß nicht beigepflichtet, sondern bei dem alten geblieben war, und jetzt mit der katholischen Kriegsmacht im Felde stand. Wie der Haupt-

mann der römiſchen Wache von dem Weltheilande bezeugte: „Wahrlich, er iſt ein frommer Mann und Gottes Sohn geweſen," ſo rief Hans Schönbrunner bei dem Anblicke des Leichnams ſeines treuen Jüngers Zwingli, weit über Leidenſchaft erhaben, aus: „Welches auch dein Glaube geweſen, ich weiß, daß du ein redlicher Eidgenoſſe warſt; Gott ſei deiner Seele gnädig."

Unſern von Zwingli hatte auch ſein Stiefſohn, Gerold Meyer von Knonau, den heißen Kampf nur im Tode geendet. Mit jugendlicher Kraft und mit jugendlichem Muthe hatte er unter den Entſchloſſenſten Stand gehalten und geſtritten. Er ſolle ſich ergeben und er werde geſchont werden, riefen ihm aus der Schaar der vordringenden Angreifer biedere Männer zu, die ihn kannten und zu retten wünſchten; aber ſeine Seele war zu ſehr durchdrungen von der Größe des Gegenſtandes, für den er ſtritt, von Wehmuth über die vorgegangenen ſchweren Fehler und die ſchlechte Leitung, und von dem Gedanken, um ſo viel größer ſei die Pflicht derer, die zum Kampfe ſich entſchloſſen, die auf ſich genommene heilige Sache und Zürichs Ehre zu retten, auch von den Männern nicht zu ſcheiden, deren Alter, Stand und Beruf ſie von der Theilnahme an dem Schlachtgewühl frei geſprochen hätte. So hielten ihn nicht ab ſeine drei unmündigen Kinder, die geliebte Genoſſin ſeines Lebens, eine theure ſchon einmal zur Wittwe gewordene Mutter, und noch weniger die Ausſichten auf künftiges Glück, Ehre

und Beförderung. Die Familiennachrichten sagen neben Andern von dieser seiner letzten That: „Hatt er sich an der Schlacht daselbsten gar dapfer und redlich erzeigt und gehalten, und wolt er sich nit gefangen gäben, sagt es were Im loblicher ehrlich gestorben, dan sich schantlich Inn die flucht oder gefangen begäben.“ „Under welchen fürnemen Leuthen auch zu zehlen sind,“ spricht Bullinger bei der Aufzählung der Erschlagenen, „Gerold Meyer von Knonauw, der sich am streith nit wolte gefangen geben, sonder sich aus dermaßen Trostlich gewehrt.“

Mit welchen Gefühlen, wie in tiefem Nachdenken und inbrünstigem Gebete die Gattin und Mutter bange Stunden durchbebt und durchwacht habe; kann niemand bezweifeln. Das dumpfe Hallen des schweren Geschützes konnte sie in ihrer Wohnung hören. Die Kunde von den auf einander folgenden Boten, die zur Hülfe aufforderten, und zugleich die Stärke der Gegner und das Bedrängniß der Angegriffenen schilderten, blieb ihr nicht verborgen, und die endliche schreckliche Nachricht, weit entfernt auch nur einen Theil ihrer Besorgnisse zu mildern, vereinigte das höchste Maß des Unglückes, das unter diesen Umständen auf die Schwergeprüfte fallen konnte. Kein Anblick, kein Gruß, weder Trost noch Rath von einem ihrer Theuern war ihr mehr beschieden. Außer dem Gatten und dem Sohne waren auch ihr Bruder, Bernhard Reinhard, ihr Tochtermann, Anton Wirz, der Gatte ihrer Schwester,

Hans Lütschi, umgekommen *). Keine Hoffnung blieb ihr, als diejenige auf die Gnade des Höchsten, welche über alle waltet, so ihn fürchten. Ein Gedanke, der für jedes ruhige Gemüth Alles in sich fast, zu dem aber das von unendlichen und mannigfaltigen Leiden zerrissene nicht immer sich zu erheben vermag; doch hielt ihr inniges Vertrauen sie empor, und wenn schon der Hinblick auf ihre verlassenen Kleinen, die kindlich ihre Klagen theilten und ihre Thränen mit den Ihrigen vereinigten, ihr trauriges Loos im vollsten Umfange darstellte, so blüheten doch gerade aus diesem Anblicke und dem damit verbundenen Gedanken, daß Gott getreu ist und uns nicht über unser Vermögen versuchen läßt, sondern macht, daß die Versuchung ein solches Ende gewinne, daß wir es ertragen können, neue Hoffnungen für sie auf. Zu edel, treu und von eigener Menschenliebe zu voll war ihr Herz, um einen Augenblick an der Theilnahme guter Menschen verzweifeln zu können. War ihr Verlust gleich unersetzlich, so vereinigte sich doch bald um sie her der Trost und die Theilnahme der Zahlreichen, denen ihr Unglück eben so sehr zu Herzen ging, als ihnen das Andenken an den großen Mann, den sie tief betrauerten, heilig war.

*) Martin Usteri, der große Kenner der verflossenen Jahrhunderte, ihres Charakters und ihrer Sprache, dachte sich in seinem rührenden Gedichte: „Der armen Frow Zwinglin Klag" in die Stimmung ihres Gemüthes hinein. Siehe Usteri's sämmtliche Werke, 1. Bd., S. 89. Berlin bei Reimer 1831.

Wie aus Einem Munde und aus Einem Herzen äußerten ſich alle gegen ſie, ermahnten ſie zu ſtandhaftem Glauben an Chriſtum und ſeine Wiederkunft und zum Vertrauen auf Gott in ihrer Trübſal und zu einem gottſeligen Sinn und Leben. Einige Stellen aus einem der vielen Troſtbriefe, die ſie erhielt, mögen beweiſen, mit welchen Gefühlen in der Nähe und Ferne viele Tauſende erfüllt waren.

„Der Vatter alles troſts, erleuchte Sein angeſicht mit frewden über euch," ſchreibt Simpert Schenck, der früher Carthäuſer war und ſpäter Reformator der Reichsſtadt Memmingen wurde, „Ehrſame, tugendſame, und in Gott meine geliebte: Dann ich nit finden kan jemands anderen auff dem weitem umbkreiß der erden, er ſeye wer er wolle, der euch in ewerer trübſal tröſten könne und möge, weder Er allein. O deß weynbarlichen und kläglichen tags! Darinn der teure Mann, mein lieber Zwinglius, mit ſo träffenlichen leuthen gefallen iſt. — Weil ich aber gewüßlich weiß, daß, wie niemand lebendig machet, alſo auch niemand tödet weder der Herr ſelbs, und allein wann, wie, wer, und durch wen er will, und ſeinem willen niemand einred thun mag, auch nit ſol, (dieweil er einem jedem ſeines leben ziel geſteckt hat, das niemand verrucken wird) ſol und muß ichs, wie auch billich, von hand geben, und den Herren loben in ſeinen wercken: Dann ſie ſind wahrlich gericht und gerechtigkeit, ohn allen falſch und trug, voll aller barmhertzigkeit und güte. — Sein Herr, ja ihr aller, die umb der warheit bekantnuß auff erden zwang leyden, hat etwan in

gleichen ſylen (Seilen) gezogen, das iſt, den allerſchmächlichiſten tod unſchuldig umb der warheit erlitten; er, den unſer gemeiner (gemeinſchaftlicher) Zwinglin alſo thewr, alß einer auff erden zu unſer zeit geprediget. Es hand ſich vil an Chriſtus tod geärgeret; iſt kein wunder, ob ſich mancherley urtheil erheben werden auch von etlichen, die ſich Evangeliſch vermeinen. Alſo iſts je und je geſyn: dann der glaub iſt nit ſichtbarlicher, ſondern unſichtbarlicher ding. — Iſt das haupt Chriſtus durch den tod ins leben, wird lang kein glied dahinden bleyben. O Fromme, liebe Fraw, ſeyt getrew! weder ihr noch wir hand Zwinglin und die anderen verlohren. Dann wer in Chriſtum glaubt, hat das ewig leben. — Iſt hierum mein vermahnung, wann ihr etwan, liebe Zwinglin, im hauß, bey den kinden, bey euch, an der Cantzel, in der lection, bey den gelehrten nit mehr leiblich finden, ſo erſchrecken nit; ſind nit zuvil traurig; ſonder gedencket, er ſeye im hauß Gottes, bey allen kinderen Gottes, da er hört den Mund der weyßheit, und das geſpräch der Englen u. ſ. f. — Wolan der Herr wird nichts an ſeiner kirchen verſaumen: wirds auch nit verlaſſen: Sie wird nichts deſterminder ſighafftig fürfahren, und wachſen: Geſchichts nit in der Zahl (dann je der glaub zun letſten Zeiten ein thewr Ding ſeyn wird) wird es doch geſchehen im weſen. — Behüte und tröſte euch ſelbs mit euweren kinderen der darmhertzige liebe Gott, und verleihe euch ſtercke im heiligen Geiſt, alle trübſal im Herren zu überwinden, Amen. Laſſet mich und mein Memmingen euch

gegen Gott in euwerem gebett befohlen seyn: Datum zu Memmingen den IX. November 1531."

Hatte schon früher Anna Reinhard jedem mit Geräusch verbundenen Lebensgenusse entsagt und sich in die eben so schöne als wichtige Sphäre der pflichttreuen Gattin, sorgsamen Mutter und mildthätigen Christin zurückgezogen, so hörte jetzt nach diesem schweren Schlage für sie beinahe jede Berührung mit andern als ihren Nächsten auf. Sie lebte vor allem aus, ihren verwaisten Kleinen, und mit der nämlichen Muttertreue widmete sie ihren Rath und ihre Fürsorge ihren Töchtern erster Ehe und der eben so wie sie geprüften, von drei Waisen umgebenen verwittweten Schwiegertochter. Gott erheiterte ihr indeß noch die letzten Tage ihres Lebens. Bald nahm Zwinglis würdiger Nachfolger, Heinrich Bullinger, den in seinem sieben und zwanzigsten Lebensjahre, einzig durch das hohe Bedürfniß und den inneren Werth des Erkorenen geleitet, der große Rath von der Pfarre zu Bremgarten an die oberste Pfarrstelle der zürcherschen Kirche berief, Anna, als ein ehrwürdiges Angedenken an seinen großen Vorgänger, mit ihren Waisen in seine Haushaltung auf, und behielt sie bis an das Ende ihrer Tage bei sich. Dieser ausgezeichnete Mann, der mit Weisheit und Festigkeit Milde, mit Weltklugheit Redlichkeit vereinte, als umsichtiger Kirchenvorsteher, gründlich rathender Staatsweise, vielseitiger Gelehrte und frommer Theologe, unermüdeter Arbeiter, zugleich noch treuer Rathgeber, Pfleger und Unterstützer eines Jeden war, der an ihn sich wandte, kurz alle

Eigenschaften in sich vereinte, die der heilige Paulus von dem Haupte einer Kirche verlangt (1 Tim. 3. Cap.), war auch nach dem Tode der Reinhard, Vater, Pfleger und Versorger der ihm so theuern Nachgelassenen. Von nichts anderm als wie sie Gott diente und ihren Nächsten liebte, sprechen die wenigen Nachrichten, die von dieser Zeit an über die fromme Dulderin auf uns gekommen sind. Nur durch ihren göttlichen Wandel, durch ihre eheliche Verbindung und durch ihre innige Anschließung an den Gatten hatte sie einen höhern und bleibenden Ruf erworben. Sie starb schon am sechsten December 1538.

Keines ihrer Kinder erreichte ein hohes Alter. Den ältesten Sohn, Gerold, haben wir auf die Todesstätte begleitet. Weil er historisch geworden ist, so mögen auch hier die von vielen Schriftstellern aus weniger nahen Veranlassungen aufgehobenen Notizen über ihn Platz finden. In allem frühzeitig, aber nirgends unreif, war er schon in seinem sechszehnten Jahre ein erwachsener Jüngling, der in seinem körperlichen Wuchs, Stärke und Gründlichkeit des Verstandes viele hinter sich zurückließ, die ihn an der Zahl der Jahre weit übertrafen. Der treue Pflegvater fand daher kein Bedenken, seinen Rath und seine Zustimmung zu dessen Verehelichung mit einer Gattin zu ertheilen, die noch in dem Jahre 1525 vollzogen wurde. Von seinem Ehecontractat, der so anfängt: „Inn dem Nammen der Hochgelobten Dryfaltigkeit Gott Vatter, Sohn und H. Geistes Amen. Wir" u. s. f. liefern die Familienschriften

nur ein kleines Bruchstück, das aber beweist, daß er mit dem festen Vorsatze: „Ich und mein Haus wollen dem Herrn dienen," in den heiligen Bund der Ehe trat. Seine Frau, die Tochter eines Rathsherrn in Zürich, hieß Küngold Dietschi. Das Familienbuch nennt sie „ein Gottsförchtige, fyne, verstendige und fürträffenliche Frow." Auf Weihnachten des Jahres 1527 wählte ihn die adeliche Zunft in den großen Rath, und in den Jahren 1530 und 1531 wurde er auch zum Stadtrichter ernannt. Als am Neujahrstag 1531 unter der Leitung Zwinglis und anderer gelehrter Männer der Plutos des Aristophanes in der griechischen Ursprache von einigen der gebildetesten und hoffnungsvollsten jungen Männer, welche dem größern Theile nach der Theologie bestimmt waren, aufgeführt wurde, hatte Gerold die Rolle des Jünglings, und es verdient bemerkt zu werden, daß der große Conrad Geßner (der Plinius Teutschlands) diejenige der πενια (Armuth) schon da spielte, ehe ihn noch die Sorgen derselben im wirklichen Leben drückten. — Gott segnete die fromme Ehe Meyers mit drei Kindern. Den sechszehnten October 1526 wurde ihm ein Söhnchen, Wilhelm, den fünfzehnten März 1528 ein zweites, Gerold, und am eilften Juni 1531, Dorothea geboren. Gwalter, Bullingers Nachfolger, widmete den beiden Brüdern ein Büchlein, in dessen Vorrede er sagte: „So habendt Ir myne fürgeliebte Schwäger, Wilhelm und Gerold, ein bsunder Byspil an üwerm lieben Vatter seligen (das Ich von üweren Altvorderen, die großes

nammens und anſächens, je und je gſyn, nüt ſage) welchen Ir nit wol, nit könend nachſchlachen. Ja ſprich Ich, Ir habend üwern Vatter Gerold, der — auch an glehrte, frombkeit und dapferkeit, gägen Gott und unnſerm Vatterland fürträffenlich gſyn iſt. Er iſt inn der Gſchrifft und guten Sprachen ſo geüpt gſyn, das er nach ſynem Stand und Alter nit geüpter khöndte gſyn ſyn. — — Darzu habend Ir ein herrlichen und guten Verſtand, die Ding alle üch zur frombkeit und dapferkeit fürderlich ſind. — Das wüntſcht auch mit vil ſüfzen üwere ehrende liebe Muter, von welcher liebe gägen üch, flyß, zucht, wyßheit und gottsforcht ich bißmahlen gar nüt ſagen will, damit niemants achte, ich habe zlüzel (zu wenig) gredt. Darumb lieben Schwäger, wie Ir angfangen habend, alſo farend für, es hatt Jederman ein gute Hoffnung zu üch, die erhaltend, ja thund mehr, wen es üch möglich, dan man üch verthruw." Von Wilhelm und Gerold, wovon der erſte ſich mit Barbara von Bonſtetten verheirathete und am Neujahrstag 1570 am Schlage ſtarb, ſowie auch von ſeinem Bruder Gerold, der ſchon ein Jahr vorher geſtorben und mit Dorothea von Eſcher verehelicht war, mag wieder das Familienbuch Zeugniß geben: „Wilhelm was ein hochgelehrter und inn Sprachen Griechſcher, Hebraiſcher, und Latinſcher wol erfarner Man; er hinderließ ein ſchöne Biblioteca. Diſe Brüder warend von Jugendt uf zum Studieren gezogen und warend beid gen Capell gethan, alda es ein fürträffenliche Schul gehept." 1549 widmete Conrad Geßner den

beiden von Knonau und noch einigen andern geachteten Männern sein **onomasticon propriorum nominum.**

Die älteste Tochter der Anna Reinhard, die schon im ein und zwanzigsten Jahre zugleich mit der Mutter zur Wittwe gewordene Margaretha starb 1549. Die jüngere, Agatha, war verheirathet an den Rathsherrn Balthasar Keller, der mit vierzehn Wunden bedeckt für todt gehalten, auf dem Schlachtfelde bei Cappel liegen geblieben, während der Nacht sich wieder aufgerafft und sich gerettet hatte. Ihr Todesjahr ist unbekannt.

Von den Zwinglischen Kindern war Regula die älteste, an Schönheit, Anmuth, Frömmigkeit, Geist und Milde das Ebenbild ihrer Mutter. Ihr liebliches Aeußeres zeigt jetzt noch auf der zürcherschen Stadtbibliothek ihr von dem geschickten Hans Asper verfertigtes Bildniß. Schon 1541 verheirathete sie sich mit dem neben ihr unter Bullingers Leitung in dessen Hause aufgewachsenen Rudolf Gwalter, den kurz nachher noch in seinen Jünglingsjahren die große Gemeine zu St. Peter in Zürich zu ihrem Pfarrer wählte und der 1575, ein würdiger Nachfolger Bullingers, als Antistes, an seine Stelle trat. Das schöne gemeinsame Leben Gwalters und seiner Frau mögen folgende Worte bezeugen: „Mein Weib Regula, schreibt Gwalter, eine Zierde der Matronen und meine treueste Gehülfin, ist in beständiger Bekanntnuß des wahren Glaubens nach der Menschwerdung Christi 1565, den vierzehnten Wintermonath Morgen zwischen zwei und drei

Uhren selig verschieden. Sie hat mit mir in verwunderlicher Einträchtigkeit gelebt vier und zwanzig ganzer Jahren lang, vierzehn Wochen und vier Tag. Jetzt lebt ihr Geist in dem Himmel, der Leib ruhet von aller Beschwerden und erwartet die selige Unsterblichkeit." In einem lateinischen Gedichte beklagt Gwalter mit tiefer Rührung den großen Verlust, den er an seiner Lebensgefährtin erlitt und vergleicht ihn mit demjenigen, den Abraham an seiner geliebten Sara und Jacob an der holden Rahel erduldete. Regula, die, wie Anna Reinhard, ihre Kinder auch frühe zur Gottseligkeit und zur Kirche anführte, wo Gott geehrt und sein Wort gelehrt wird, wurde das Opfer der großen Pest, die 1565 ihre Verheerungen weit verbreitete.

Wilhelm gewährte in seinen frühen Jahren große Hoffnungen, wurde zu Fortsetzung seiner Studien nach Straßburg geschickt, aber schon 1541 pflückte der Tod die schöne Knospe eben als sie aufzublühen begann. Ulrich, 1528 geboren, gerade als sein Vater sich auf der Disputation zu Bern befand, erhielt im neunzehnten Jahre zu Basel die Würde eines Magisters der Philosophie und starb zu Zürich als Professor der Theologie 1571. Ein Mädchen, Anna, geboren 1530, nahm Gott frühzeitig zu sich.

Zum Schluße theilt der Verfasser noch ein sehr gelungenes Gedicht seines theuern Freundes, Herrn Professor Karl Förster in Dresden mit, in wel-

chem er die Wiederverſöhnung des Großvaters Meyer mit ſeinem Enkel und ſeiner Sohnestochter beſingt. Weicht auch das Gedicht von der Geſchichte in einigem ab, ſo nimmt dieß der Poeſie nichts an ihrem Werth und der Leſer entſchuldigt die poetiſche Licenz gerne.

Anna's Neujahr.

Neues Jahr war aufgegangen,
rings bot Lippe ſich und Hand,
und gegeben und empfangen
wurde Gruß und Liebespfand.

Durch das Fenſter blickte trauernd
Anna nur zum Himmel auf,
ach! und überdachte ſchauernd
langer Monde trüben Lauf;

hat kaum Thränen noch zu ſpenden,
ſeit ſie kniet' am offnen Sarg,
drin mit ihren treuen Händen
ſie des Gatten Hülle barg. —

Arme, ſänft'ge deinen Jammer!
Einſt bei Lied und Glockenklang
birgt auch dich die dunkle Kammer,
und das Leben iſt nicht lang.

Iſt ja doch das Bild des Lieben —
ein lebendig Conterfei —
in dem Söhnlein dir geblieben,
daß es Troſt und Luſt dir ſei,

in des Söhnleins Engelzügen,
dunklem Aug' und goldnem Haar,
festem Ernst und stillem Fügen
und der Rede süß und klar! —

Doch was frommt das süße Weben,
was der Wangen lichter Schein?
Alles kann nur Schmerz ihr geben,
und die Freude zieht nicht ein.

Denn die harten Eltern hassen,
die der Sohn sich angetraut;
Anna sitzt und weint verlassen,
und kein tröstend Wort wird laut;

kann nun Keinen Vater nennen,
seit des ersten Auge brach
und der zweite sie nicht kennen,
nicht mit Augen sehen mag.

Wenn sie nun zur dunkeln Erden
endlich sich hinabgeweint,
was soll aus dem Söhnlein werden
ohne Schutz und ohne Freund?

Fremde mögen sich nicht kümmern
um das vaterlose Kind,
ungerührt bei seinem Wimmern
und für seine Thränen blind.

Anna schaut mit bangem Zagen
durch das Fenster himmelan,
und ihr Auge scheint zu fragen:
„Herr, was hab' ich dir gethan?" —

Draußen tönen hell die Glocken,
feſtlich zieht's zum Kirchenthor,
und im Zug mit goldnen Locken
ſtrahlt ein Knäblein hell hervor;

will für ſeine Mutter flehen,
die daheim in Thränen ſchwimmt,
zu dem Vater, der die Wehen
gern von ſeinen Kindern nimmt.

Und des Weges zieht der Reigen,
an des Münſters Hochaltar
vor dem Herrn die Knie zu beugen
für die Lieb' im alten Jahr.

Doch zu ſchauen, was geſchrieben
hoch an einem ſchönen Haus,
tritt, von kind'ſcher Luſt getrieben,
aus dem Zug der Knab' heraus;

ſteht und faltet fromm die Hände,
lieſt — und fühlt ſein Auge feucht —
lieſt das Sprüchlein bis zu Ende, —
ſieh, da wird's ihm ſeltſam leicht!

Alſo war der Spruch geheißen:
„Ruf' zum Herrn in deiner Angſt;
„gnädig will er ſich erweiſen,
„ſo du gläubig ihn verlangſt." —

Und es weilen Viel' und ſehen
nur das fromme Knäblein an;
iſt ja in des Kindes Flehen
Himmel gleichfalls aufgethan!

Und den reichen Schultheiß führet
Feſtesandacht auch vorbei,
und er ſieht und forſcht gerühret,
weß das fromme Büblein ſei. —

„Herr, Ihr wollt das Kind nicht kennen,
„Eures Sohnes einzig Kind?
„Weh, daß die nach Euch ſich nennen,
„nackt und bloß in Froſt und Wind!“

Und der Schultheiß, tiefbeklommen
von dem ſchwergewicht'gen Wort,
eilet anders, denn er kommen,
durch die Menge ſchweigend fort.

Auch das Knäblein iſt gegangen,
hat beim Lied vom hohen Chor
helle Freude drinn empfangen,
hell und friſch, wie Maienflor.

Und nun treibt's ihn, heimzufliegen;
Ahnung aus dem Aug' ihm flimmt,
als er dort, ſchon auf den Stiegen,
fremder Stimme Laut vernimmt.

Ja, es hat ihn nicht betrogen! —
Anna liegt in Vaters Arm,
der ſie feſt ans Herz gezogen,
innig, ſelig, liebewarm.

Ueber ihre bleichen Wangen
rollen Thränen, lind und hell;
freudig fühlt ſie aufgegangen
neuer Liebe reichen Quell.

Neus Jahr' und neues Lieben
hat auch neue Luſt gebracht;
Viel iſt hin, doch Viel geblieben,
Sternenlicht in heitrer Nacht.

„Töchterlein, haſt ausgelitten!"
ruft der liebesfrohe Gaſt,
und der Knabe ſteht inmitten,
hält ſie ſelig Beid' umfaßt. —

Kind, wie iſt dein Spruch geheißen?
„Ruf' zum Herrn in deiner Angſt;
„gnädig will er ſich erweiſen,
„ſo du gläubig ihn verlangſt."

Bei dem Verleger dieses Werkchens sind nachfolgende empfehlenswerthe Schriften erschienen, welche um die beigesetzten billigen Preise durch alle solide Buchhandlungen zu erhalten sind.

Anselmi, S. Archiepiscopi Cantuariensis, Cur Deus homo? Libri duo. Ad. D. Gabr. Gerberonis editionem Anselmi operum alteram denuo typis accurate excusi. 8 maj. 1834.
Velinpapier Preis 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Anselm, Erzbischof von Canterbury, Cur Deus homo? oder warum ein Gott-Mensch? Zwei Gespräche über die Versöhnung der Menschen mit Gott. Zur Beherzigung für alle Christen aller Confessionen. Aus dem Lateinischen übersetzt. Mit einer kurzen Lebensbeschreibung Anselms in dem Vorworte. gr. 8. 1834.
12 gr. oder 54 kr.

Bunyan, John, des Christen Wallfahrt nach der himmlischen Stadt. Frei nach dem Englischen bearbeitet von Dr. F. H. Ranke. Mit einer Einleitung, das Leben John Bunyans enthaltend, von Dr. G. H. Schubert. 2. Aufl. gr. 8. brosch. 1833. 8 gr. oder 36 kr.
Auf Velinpapier 16 gr. oder 1 fl. 12 kr.

Ewald, Dr. H., das Leben Jesu für Schule und Haus. 8. 1826. 6 gr. oder 27 kr.

Harless, Dr. G. Ch. A., Commentar über den Brief Pauli an die Ephesier. gr. 8. 1834. 2 Thlr. 16 gr. oder 4 fl. 48 kr.

Höfling, Dr. J. W. F., Mysticismus, der wahrhafte historische und der heutzutage fälschlich sogenannte, in ihrem Verhältniß zum evangel. Christenthume dargestellt. gr. 8. brosch. 1832. 6 gr. oder 27 kr.

Krafft, Dr. J. C. G. L., Christus unsere Weisheit, unsere Gerechtigkeit, unsere Heiligung und unsere Erlösung. Vier Predigten, gehalten an den vier Advent-Sonntagen 1828. gr. 8. brosch. 1829. 6 gr. oder 27 kr.

— — Predigten über auserlesene Alttestamentliche Texte, 1s Heft, enthaltend: Sieben Predigten über das 53. Kapitel des Propheten Jesaias. gr. 8. brosch. 1832. 12 gr. oder 54 kr.

Martellis, Claudii Angeli, wunderbare Errettung in und aus der türkischen Gefangenschaft. Herausg. von J. F. Esper. Mit einer historischen Einleitung von Dr. G. H. Schubert. Neue wohlf. Ausgabe. 8. brosch. 1832. 6 gr. oder 27 kr.

Ranke, Dr. F. H., Untersuchungen über den Pentateuch, aus dem Gebiete der höhern Kritik. 1r Bd. gr. 8. 1834. 1 Thlr. 6 gr. oder 2 fl. 15 kr.

Rückert, Friedrich, Gedichte. gr. 8. brosch. 1834. 2 Thlr. oder 3 fl. 36 kr.

Schubert, Dr. G. H. v., Lehrbuch der Naturgeschichte für Schulen und zum Selbstunterricht. 8. Aufl. 8. 1834. 10 gr. oder 45 kr.

Mit illum. Kupfern 2 Thlr. 2 gr. oder 3 fl. 45 kr.

Mit schwarzen Kupf. 1 Thlr. 10 gr. oder 2 fl. 33 kr.

— — Altes und Neues aus dem Gebiete der innern Seelenkunde. 3r Bd. 8. 1833. 18 gr. oder 1 fl. 21 kr.

Daraus besonders abgedruckt:

— — Das Leben des Johann Jacob Fabricius. 8. brosch. 4 gr. oder 18 kr.

— — Das Leben des Obristen Gardiner. Nach dem Englischen Original neu bearbeitet. 8. brosch. 4 gr. oder 18 kr.

— — Mittheilungen aus dem Reiche. 8. brosch. 12 gr. oder 54 kr.

— — Erinnerungen an Bernard Overberg, gewesenen Director am geistlichen Seminar und Lehrer der Normalschule zu Münster, und Georg Michael Wittmann, gewesenen Director am geistlichen Seminar und ernannten Bischoff zu Regensburg. 8. 1835. Auf Velinpapier. brosch. 4 gr. oder 18 kr.

Seiler, Dr. G. F., Unterredungen eines Vaters mit seinem Sohne über die ersten Grundwahrheiten der christlichen Religion, oder die Religion der Unmündigen. Den Kleinen und ihren Lehrern, so wie allen Schulen gewidmet. 20ste verb. Aufl. 8. 1823. 6 gr. oder 27 kr.

— — Gebete u. Kommunionandachten für den wahren thätigen Christen. Für Schulen und zum häusl. Gebrauche. 7te verm. u. verb. Aufl. 8. 1835. 4 gr. oder 18 kr.

Unter der Presse befindet sich und erscheint in einigen Wochen:

Steiger, Prof. Wilh., kleine pauliniſche Briefe. 1s Bdch. Auch unter dem Titel: Der Brief Pauli an die Kolosser. Uebersetzung, Erklärung, einleitende und epikritische Abhandlungen. gr. 8. In einer Ausgabe auf feines Druck- und auf Velinpapier.